

Die Ungleichmässigkeiten, welche durch die zeitweilige Unterbrechung des Gebrauches der electricen Ströme im Gange der Maschine entstehen könnten, werden aufgehoben durch den von Simens erfundenen Deviator, eine Einrichtung, welche den erzeugten Strom, wenn er nicht anderweitige Verwendung findet, sofort in electrices Licht verwandelt und so ein Leergehen der Maschine und die damit verbundene übermässige Geschwindigkeit und die damit verbundene Abnutzung vermeidet.

Der Vortragende führt eine electriche Lampe Hefner Alteneck'scher Construction vor, bei welcher in höchst sinnreicher Weise die Kohlenspitzen in einem beweglichen Gleichgewicht in dem für die Beleuchtung günstigsten Abstand gehalten werden und zeigt die Vortheile der neuen Einrichtung an vielfachen Experimenten, als z. B. Glühen eines stricknadelstarken, ein Meter langen Eisendrahtes, Projiciren der leuchtenden Kohlenspitzen der electricen Lampe, Umwandlung des electricen Stromes in rotirende Bewegung vermittelt einer zweiten dynamoelectricen Maschine, welche er dann als Motor im Auditorium verwandelt u. s. w.

III. Section für vorhistorische Forschungen.

Erste Sitzung am 16. Januar 1879. Vorsitzender: Dr. L. Caro.

Nach Begrüssung der Anwesenden im neuen Vereinsjahre und der Bitte um gegenseitige Unterstützung bei Verfolgung der vorhistorischen Wissenschaft hält Herr W. Osborne einen Vortrag über:

Einem Fund aus der jüngeren Steinzeit in Böhmen.

Vergangenen Sommer hielt ich mich längere Zeit in der Nähe Prags auf und hatte daselbst Gelegenheit einen Fund aus der jüngeren Steinzeit zu machen, dessen Ergebniss ich mir erlaube Ihnen vorzulegen und zugleich einige erläuternde Worte beizufügen.

Ehe ich aber auf die gefundenen Gegenstände selbst eingehe, will ich Sie mit der Localität des Fundortes bekannt machen, denn für die Beurtheilung prähistorischer Gegenstände ist ihr Fundort von besonderer Wichtigkeit und je nachdem derselbe eine Grabstätte oder ein befestigter Platz oder ein ehemaliger Wohnort war, kann man aus dem Funde verschiedene Schlüsse ziehen.

Das Dorf und Gut, auf dessen Territorium ich den Fund machte, trägt den Namen Bohnic und liegt etwa eine Stunde flussabwärts von Prag. Im Westen ist dasselbe vom Moldauflusse begrenzt und dort befindet sich auch das Feld, auf dem die Gegenstände gefunden wurden. Die Moldau hat ihr Flussbett ziemlich tief in das Hochplateau, das die Stadt Prag umgiebt, eingegraben und die Ufer sind durch steile, meist kahle Bergabhänge, die stellenweise die Höhe von 100 Meter erreichen, gebildet. Auf dem Hochplateau des rechten Ufers, etwa eine halbe Stunde vom Flusse entfernt, liegt das Dorf Bohnic, am jenseitigen linken Ufer,

in der Thalsole, führt die Prag-Dresdner Eisenbahn. Die anstehende Gesteinsart ist Thonschiefer, als unterste azoische Schicht der silurischen Formation, der stellenweise von Diorit- und Kieselschieferkuppen durchbrochen ist. Bäche, die in früheren Jahrhunderten reichlicher geflossen sein mögen, haben das Hochplateau an vielen Stellen durchfurcht und kleine tiefe Thäler, die man eher mit dem Namen Schluchten bezeichnen könnte, gebildet. Diese Schluchten münden nach vorne in das Moldauthal und laufen nach rückwärts, allmählig ansteigend, in die Hochebene aus. An dem oberen Ende dieser Thäler liegt gewöhnlich ein Dorf, ein Beweis, dass die Ansiedelungen stets an Bächen stattgefunden haben, wo der unentbehrliche Wasserquell sprudelte. Leider sind viele dieser Bäche jetzt ganz versiegt oder haben nur im Frühjahr einen spärlichen Wasserzufluss. Aus dieser Terraininformation ist ersichtlich, dass die Hochebene durch die Schluchten in von einander getrennte Abtheilungen oder Felder-complexe getheilt wird, die von vorne durch die zum Flusse abfallenden Felsen und von beiden Seiten durch die Schluchten begrenzt werden, während sie hinten mit der Hochebene zusammenhängen. Eine solche Abtheilung bildet auch das Feld, auf dem ich die Gegenstände gefunden habe. Die Felsen sind an dieser Stelle gerade ganz ausnahmsweise steil und die Schluchten tief eingeschnitten und eng. Dieselben laufen zu beiden Seiten nicht parallel, sondern nähern sich an ihrem hinteren Ende, so dass das begrenzte Plateau ein Dreieck bildet, welches an seiner Basis, die etwa 250 Meter breit ist, durch die steilen Felsen und den Fluss abgeschlossen wird, während es an seiner Spitze mit der Ebene zusammenhängt, dort beträgt die Breite etwa nur 30 Meter. Der Flächeninhalt des ganzen Feldes ist ungefähr 6—7 Hectare. (Taf. II, Fig. 1.) Es bedarf keines besonderen Feldherrentalentes, um diesen Ort als einen zur Anlage eines befestigten Platzes ganz vorzüglich geeigneten zu erkennen, denn wenn man den schmalen Zugang gegen die Ebene durch einen Wall oder Verhau absperrete, so war man von allen Seiten geschützt. Dass daselbst auch wirklich in alten Zeiten ein befestigter Platz oder eine Ansiedelung war, sieht man deutlich daraus, dass sich an der betreffenden Stelle in der That die Ueberreste eines starken Walles befinden, der nicht nur den schmalen Zugang absperret, sondern sich auch noch eine Strecke weit an der einen Seite des Feldes hinzieht. (Taf. II, Fig. 1 u. 2 — (a) Es ist dies auffallenderweise gerade die Stelle, wo die Bergabhänge weniger steil sind, als ringsumher, so dass diese Verlängerung des Walles offenbar zur Verstärkung der Vertheidigungsfähigkeit des Platzes errichtet worden ist. Längs der einen Berglehne zieht sich ein jetzt theilweise verfallener Weg gegen den Fluss hinab, der oben ausserhalb des Walles in die Ebene mündet, doch so nahe von demselben, dass er jedenfalls die Communication der ehemaligen Bewohner des Platzes mit dem Flusse vermittelte. (Taf. II, Fig. 1—(c) Wie dies so oft der Fall ist, schreibt das Volk in der Umgegend die Errichtung des Walles den Schweden im 30 jährigen Kriege zu und nennt den Wall „Schwedenwall“, obwohl die Schweden mit diesem Walle durchaus nichts zu schaffen hatten. — Die Berglehnen, von denen das beschriebene Feld umgeben ist, tragen den Namen „Kostobrdy“, während das Feld selbst „Zámka“ genannt wird, und hierin haben wir wieder einen Beweis, wie lange sich die Tradition im Volksmunde erhält und in dem Namen der Orte ihren Ausdruck findet. „Zámka“ oder „Zánek“ heisst nämlich im Czechischen Schloss oder Burg, die Uebersetzung von „Kostobrdy“ aber wäre etwa Knochenberge oder

Knochenhügel. Eine Burg oder ein befestigter Platz war also das Feld Zámka auch dem traditionellen Namen nach und wahrlich nicht ohne Grund heissen die Berglehnen Kostobrdy oder Knochenhügel, denn seit Menschengedenken wurden dort, sowie auf der Zámka selbst, eine Menge von Knochen gefunden. Hier sehen Sie einige solche Stücke von Röhren-, Wirbel- und Rippenknochen, sowie den Hufknochen eines Pferdes, der sich durch auffallende Kleinheit auszeichnet, ferner Zähne von Wiederkäuern und Hund. Ueberhaupt stammen beinahe alle Knochen von Thieren. Ich hatte schon seit vielen Jahren Gelegenheit diesen Ort öfters zu besuchen und muss gestehen, dass er stets ein besonderes Interesse in mir erweckt hat. So oft ich die Zámka betrat, war es immer mit dem Gedanken: „hier müssen ausser Knochen noch andere Gegenstände zu finden sein.“ — Allerdings fand ich bei näherer Untersuchung der Oberfläche des Feldes ausser den Knochen auch eine Menge von Gefässscherben. Sie bestehen aus ungeschlemmtem, mit grobem Sande vermischtem Thone, sind an der Innenseite meist geglättet, aussen oft roh, entweder ganz oder nur halb gebrannt und in Folge dessen im Bruche schwarz mit rothen Rändern. Glasur findet man an keinem der Scherben, wohl sind aber einige mit Graphit geschwärzt. Die meisten sind ohne alle Zeichnung, mitunter haben sie aber eine ganz primitive Verzierung, die aus einer Zusammenstellung von Strichen oder Punkten besteht. (Taf. III, Fig. 1—8 und Taf. VI, Fig. 1 u. 2.) Mit diesen Gefässscherben ist die Oberfläche der Zámka so zu sagen besät und nach jedesmaligem Ackern kommen wieder neue Scherben zum Vorschein. Wenn man sich etwas Mühe giebt und ein gutes Auge hat, so kann man in einer ganz kurzen Zeit alle Taschen damit füllen. Jedesmal, wenn ich von der Zámka kam, brachte ich eine ganze Auswahl dieser Gefässscherben nach Hause, aber es ist mir noch nicht gelungen, ein ganzes Gefäss zu finden, obwohl auf dem Felde zum Zwecke der Planirung schon öfters Erdabgrabungen vorgenommen wurden. Auch findet man Gefässhenkel aller Art und Grösse daselbst, manchmal von ganz charakteristischer Gestalt, wie z. B. einen mit halbmondförmiger Verzierung am oberen Ende. (Taf. VI, Fig. 6.) Aehnliche Gefässhenkel kommen nach Baer und Hellwald: „Der vorgeschichtliche Mensch“ pag. 332 in den Terramaren Oberitaliens vor. Wandbewurfstücke aus gebranntem Thon, an denen man noch deutlich die gebnete Aussenfläche und an der Innenseite die Abdrücke des Fluchtwerkes oder der Holzconstruction, über die der Lehm gestrichen war, bemerken kann, liegen zerstreut auf den Berglehnen umher. Dieselben stammen ohne Zweifel von Behausungen, die durch Feuer zerstört wurden. Der Wall, der aus abwechselnden Schichten von Steingeröll und fruchtbarer Erde mit untermengten mächtigen Steinblöcken besteht, wurde theilweise abgegraben, um die fruchtbare Erde als Düngemittel zu verwenden; es wurde jedoch nichts weiter darin gefunden, als eben solche Bruchstücke von Gefässen, Knochen, Thierzähne und schichtenweise abgelagerte Holzkohlenreste.

Soweit war mir die Zámka schon seit einer Reihe von Jahren bekannt, ohne dass dort irgend ein Gegenstand gefunden worden wäre, der einen Anhaltspunkt für die Beurtheilung des Alters der ehemaligen Ansiedelung geboten hätte. Als ich mich vergangenen Sommer wieder in der Nähe dieses Ortes aufhielt, beschloss ich — angeregt durch den Fund prähistorischer Gegenstände auf dem Hradischt bei Stradonic an der Beraun — die Zámka systematisch zu untersuchen und Nachgrabungen

daselbst vorzunehmen. Es handelte sich vorerst darum, den Ort ausfindig zu machen, an dem man am meisten Aussicht hätte, etwas zu finden. Das Feld bildet nicht in seiner ganzen Ausdehnung eine Ebene, sondern fällt nach seinem vorderen und hinteren Rande etwas ab, während es in der Mitte eine ziemliche Erhebung zeigt. Auf diese Erhebung des Terrains richtete ich nun mein Augenmerk und fand daselbst einen nahezu kreisrunden Fleck von circa 3 Meter Durchmesser, auf dem der Erdboden eine von dem umgebenden Boden ganz verschiedene Färbung hatte. Während derselbe nämlich im Allgemeinen schwarz ist, hatte dieser Fleck eine entschieden rothe Färbung, ähnlich derjenigen, die sich an einer Stelle zeigt, wo man ein grösseres Feuer am Erdboden abgebrannt hat. Bei weiterer Untersuchung fand ich ferner, dass ausser diesem Flecke noch vier ähnliche auf der hügel förmigen Erhebung vorhanden waren, und zwar lagen dieselben in gleichen Abständen von einander in einer geraden Linie quer über das Feld, dort wo es am höchsten war. (Taf. II, Fig. 1 u. 2 (b)) Einen dieser Flecke nahm ich sofort in Angriff und liess einen tiefen Graben in der Breite von 1 Meter durch denselben hindurch ausheben. Nachdem auf eine Tiefe von 2 Meter gegraben worden war, konnte man deutlich die Beschaffenheit des Fleckes, sowie die der unmittelbar anstossenden Erdschicht beurtheilen. Der runde Fleck war die obere Mündung eines trichter förmigen Loches, das eine Tiefe von 2 Meter hatte und von unten bis oben mit grösseren und kleineren Klumpen oder Schollen rothgebrannter Erde angefüllt war. Manche derselben waren sehr fest zusammengebacken und bis zu einem halben Centner schwer. Diese Klumpen lagen lose übereinander, mit grösseren Steinen untermengt, die jedoch keine Spur einer Berührung mit Feuer zeigten. Die Zwischenräume zwischen den Steinen und Erdklumpen waren nur theilweise mit einer lockeren rothgebrannten Erde ausgefüllt, theilweise waren sie leer, so dass das Ganze den Eindruck machte, als seien Schollen und Steine in die trichter förmige Grube hineingeworfen worden. Zwischen diesem Conglomerat von Schollen und Steinen und den Wandungen der Grube befand sich eine Schicht lockerer, mit viel Holzasche und Holzkohlenresten gemischter Erde, während die Wandungen selbst ebenfalls Spuren von Feuer zeigten, indem dieselben theilweise gebrannt erschienen. Augenscheinlich waren diese Gruben Brandlöcher gewesen, in denen grosse Feuer angezündet worden waren.

Obwohl die Untersuchung dieser Gruben mein Interesse erregte, so war ich doch in meiner Erwartung, etwas namhaftes an prähistorischen Gegenständen darin zu finden, getäuscht worden. Zwischen den Erdklumpen fand ich gar nichts, in der lockeren Aschenerde dagegen lag eine grosse Menge der früher beschriebenen Gefässscherben, Knochen und Thierzähne, auch viel Holzkohle, also immer wieder dieselben Gegenstände, die ich auch ohne der Mühe des Grabens an der Oberfläche in Hülle und Fülle finden konnte. Doch waren zwei Stücke darunter, die von einigem Interesse sind, nämlich das Bruchstück eines menschlichen Unterkiefers und ein meiselförmig zugespitzter und geglätteter Knochen, das einzige bearbeitete Knochenstück unter den vielen Hunderten, die ich bisher gefunden hatte. Zu welchem Zwecke die Feuer in diesen Löchern angezündet worden waren, ob es Opferfeuer gewesen oder Signalf Feuer bei nahender Feindesgefahr, lässt sich wohl schwer bestimmen. Die Lage der Brandlöcher an dem höchsten Punkte des Feldes lässt beide Annahmen zu. Der Umstand, dass ein Bruchstück eines menschlichen Kiefers, sowie Thier-

knochen und Gefässscherben in der Aschenerde vorhanden waren, könnte wohl auch auf die Vermuthung führen, dass es Feuer waren, in denen die Todten unter Beigabe von Gefässen und Thieropfern verbrannt wurden, diese Annahme wird aber entkräftet einestheils durch den Umstand, dass weder die Thierknochen, noch der menschliche Kiefer Spuren von Brand zeigen, anderntheils dadurch, dass dieselben Gegenstände nicht nur in der Aschenerde der Löcher, sondern über die ganze Oberfläche des Feldes zerstreut vorkommen. Auch zu häuslichen oder industriellen Zwecken, wie z. B. zum Brennen der Thongefässe, scheinen diese Feuer nicht gedient zu haben, denn da wären sie wohl nicht an dem höchsten, dem Winde am meisten ausgesetzten Punkte, sondern an einem geschützten Orte angezündet worden. Die Löcher lagen wohl in alten Zeiten offen und sind wahrscheinlich erst später zum Behufe der Planirung des Feldes mit den umherliegenden Steinen und gebrannten Erdschollen ausgefüllt worden, indem man sich so auch diese Hindernisse aus dem Wege schaffte.

Ich fürchte, meine Herren, ihre Geduld zu lange in Anspruch zu nehmen und vermute, dass Sie sich denken werden, „wo sind denn eigentlich die Gegenstände, die der Vortragende uns zu zeigen versprach, gefunden worden? In dem Walle wurde nichts gefunden, in den Brandlöchern war auch nichts, wo wurde denn schliesslich etwas gefunden?“ Nun, meine Herren, wie es so oft zu geschehen pflegt, gerade dort, wo man es am wenigsten erwartet. Ich suchte 2 Meter tief in der Erde nach Gegenständen, die ich schliesslich auf der Oberfläche des Feldes liegen fand.

Während nämlich die Arbeiter, die ich zum Graben gedungen hatte, ihre Arbeit verrichteten, ging ich auf dem Felde, das unlängst geackert worden war, umher und suchte nach verzierten Gefässscherben, da fielen meine Blicke zufällig auf einen Gegenstand, den ich sofort als ein Steinbeil erkannte. Durch diesen Fund ermuthigt, setzte ich meine Nachforschungen fort und fand auch binnen kurzer Zeit noch drei weitere Steinwerkzeuge. Nachdem ich so die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass die Oberfläche oder wenigstens die oberste Erdschicht des Feldes der eigentliche Fundort sei, dem ich nachforschte, beschloss ich, das ganze Feld gründlich absuchen zu lassen. Zu dem Zwecke holte ich aus dem Dorfe einige Männer und liess sie unter meiner Aufsicht suchen, nachdem ich ihnen vorher die von mir gefundenen Steingeräthe gezeigt und ihnen für jeden ähnlichen Gegenstand eine kleine Belohnung in Geld versprochen hatte. Dies hatte denn auch den erwünschten Erfolg, denn nachdem wir allerdings beinahe den ganzen Tag gesucht hatten, bestand die Ausbeute in etwa 100 Stück diversen Gegenständen. Es sind dies mit Ausnahme von zwei Stück Thonperlen und einem Thonwirtel (Taf. VI, Fig. 3, 5, 7), lauter Steingeräthe, und zwar der Mehrzahl nach geschliffene und geglättete, weshalb ich die Ansiedelung auf der Zámka in die jüngere Steinzeit oder die Zeit der geschliffenen Steinwerkzeuge setze. Das Material, aus dem diese Geräthe bestehen, ist grösstentheils Grünstein oder Diorit, doch werden Sie auch Granit, braunen und schwarzen Kiesel, harten Glimmerschiefer, Kieselschiefer und einige kleine Geräthe aus Feuerstein darunter finden. Man unterscheidet deutlich zwei Arten von Grünsteingeräthen. Die einen, die meist grösser sind und eine rohere Bearbeitung zeigen, bestehen aus einem grobkörnigen Grünstein, der ganz in der Nähe des Fundortes ansteht; die anderen kleineren und feiner bearbeiteten sind aus einem dichten aphanitischen Grünstein hergestellt, der in der Um-

gebung des Ortes nicht vorkommt, daher aus der Ferne hergebracht worden sein musste. Ebenso findet sich weder Granit, noch Feuerstein in der dortigen Gebirgsformation. Der Form und Grösse nach sind die Steingeräthe auch ziemlich verschieden, obwohl sie sich mit wenigen Ausnahmen der Hammer- oder Beilform nähern. Die meisten Stücke sind recht gut erhalten, dass aber auch beschädigte und Bruchstücke darunter vorkommen, ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, dass sie sich Jahrhunderte lang auf der Oberfläche des Bodens oder in einer geringen Tiefe unter derselben befunden haben und wohl oft durch die Pflugschar hin und her geworfen worden sind. Von grösseren Geräthen finden Sie darunter einen kurzen, aber breiten Hammer (Taf. V, Fig. 2), sowie einige Bruchstücke von länglichen, am Ende abgerundeten Hämmern. (Taf. V, Fig. 3a.) Am zahlreichsten vertreten sind die mit einer Schneide versehenen zugeschliffenen Steinbeile, dieselben kommen in allen Grössen vor, zwischen 4—10 Ctm. Länge und 2—5 Ctm. Breite. (Taf. IV, Fig. 1—7.) An der vorderen Seite, wo die Schneide ist, sind sie stets breiter, nach hinten werden sie schmaler. Bei manchen ist die Differenz zwischen der Breite an beiden entgegengesetzten Enden sehr bedeutend, so dass sie beinahe eine dreieckige Form annehmen. (Taf. IV, Fig. 3.) Meist besitzen sie unmittelbar hinter der Schneide die grösste Stärke. (Taf. IV, Fig. 2b.) Diese Uebereinstimmung in den Dimensionen ist keineswegs eine zufällige oder willkürliche, sondern eine wohlberechnete und begründete. Die Befestigung dieser Steinbeile geschah nämlich derart, dass sie entweder in einen gespaltenen Stock eingeklemmt wurden, der dann mit Bast oder Thierdärmen zusammengeschnürt wurde oder dadurch, dass sie in Röhrenknochen oder Geweihstücke eingekleimt wurden. Ich habe versucht, einige Stücke auf diese Weise zu befestigen. Dadurch nun, dass diese Geräthe vorne breiter und stärker sind als hinten, erlangen sie beim Gebrauche, also beim Schlagen oder Hämmern, die nöthige Festigkeit des Zusammenhanges mit dem Stiele, an dem sie sitzen, indem sie sich gleichsam in denselben einkeilen, während sie herausfallen müssten, wenn sie vorn schmaler wären als hinten, was auch erfolgt, wenn man bei dieser Art der Befestigung statt mit der Schneide mit der Rückseite des Steinbeiles aufschlägt. Die Schneide ist bei den gut erhaltenen Stücken ziemlich scharf, einige haben statt derselben eine breitere Fläche und dienen nicht als Beil, sondern als Hammer oder Schlägel.

Wenn Sie die Schneide der verschiedenen Geräthe beachten, so werden Sie finden, dass dieselbe bei den grösseren Exemplaren dadurch entstanden ist, dass der Stein von beiden Seiten gleichmässig zugeschliffen ist, wie bei einem Beile (Taf. IV, Fig. 2b), während die kleineren Geräthe meist nur von einer Seite zugeschliffen sind, wodurch eine unserem Meisel ähnliche Schneide entsteht (Taf. IV, Fig. 6 u. 7.) Man sieht also, dass, so einfach und primitiv das ganze Geräth auf den ersten Blick erscheint, doch gewisse Zweckmässigkeitsregeln bei dessen Anfertigung befolgt wurden. Die mit einer Schärfe versehenen Steinbeile sind alle ohne ein Loch, wogegen die Hämmer meistens durchbohrt und zum Aufstecken an einen Stiel hergerichtet sind, mit Ausnahme der ganz schweren Schlägel, die auf eine andere Weise befestigt sein mussten. Zu diesen letzteren gehört auch das Bruchstück eines wuchtigen Steingeräthes aus Diorit, das gegen das stumpfe Ende zu eine ringsherum laufende Einkerbung oder Rinne besitzt. (Taf. V, Fig. 7.) Dasselbe gleicht in seiner Form auffallend den steinernen Tomahawks, die C. Rau in einem Muschelhaufen

(Küchenabfallhaufen) in Newjersey in Nordamerika gefunden hat. (Baer und Hellwald: „Der vorgeschichtliche Mensch“, pag. 472—473.)

Beinahe alle durchbohrten Hämmer sind an der Stelle, wo sich das Loch befindet, in der Mitte entzweigebrochen (Taf. V, Fig. 1 u. 3), nur bei einem einzigen ist das Loch gut erhalten, obwohl auch dieser die Bruchfläche eines zweiten Loches zeigt. (Taf. V, Fig. 6.) Drei Exemplare sind von besonderem Interesse, da sie uns einigermaßen veranschaulichen, wie die Löcher hergestellt wurden. Diese Hämmer sind nämlich nur zur Hälfte durchbohrt, indem sich an beiden Seiten conische Vertiefungen befinden, die sich mit ihrem Scheitel gegen die Mitte des Steines aneinander nähern, ohne sich jedoch zu erreichen. Die Bohrung wurde also von beiden Seiten vorgenommen, bis sich die Bohrlöcher in der Mitte vereinigten und sind die vorliegenden Exemplare wahrscheinlich während sie gebohrt wurden, zerbrochen. (Taf. V, Fig. 3b.) Auch finden Sie das Bruchstück eines polirten Hammers unter den Gegenständen, der besonders sorgfältig und im Vergleiche zu den anderen Geräthen, man könnte beinahe sagen elegant gearbeitet ist, derselbe ist auch das einzige Steingeräth, das durch parallel laufende Striche verziert ist, vielleicht die Waffe eines Anführers oder Häuptlings. (Taf. V, Fig. 5.)

Auf einen Gegenstand möchte ich Sie besonders aufmerksam machen, es ist dies das Bruchstück eines ziemlich grossen Messers aus einem röthlichen schieferigen Gestein. (Taf. V, Fig. 4.) Die Spitze ist leider abgebrochen, die Schneide und der Rücken sind aber gut erhalten. Erstere ist ganz gerade, während letzterer nach der Spitze zu bogenförmig gekrümmt ist, so dass das Messer, als es ganz war, einem grossen Küchenmesser ähnlich sein musste. Die Länge betrug etwa 20 Ctm., die Breite ist 5 Ctm., es mag wohl ein Opfermesser gewesen sein. Der Gegenstände aus Feuerstein sind nur sehr wenige, sie bestehen in drei Stück Pfeilspitzen (Taf. IV, Fig. 9, 10, 11), einem hakenförmig gekrümmten Geräth, einem sogen. Feuersteinmesser oder Schaber (Taf. IV, Fig. 8) und einigen formlosen Feuersteinsplintern. Zwei der Pfeilspitzen sind ganz roh gearbeitet, dagegen ist die kleinste, etwa $2\frac{1}{2}$ Ctm. lange auffallend symmetrisch und mit Flügeln versehen. An den Kanten ist dieselbe so fein und regelmässig eingekerbt, dass man es heutzutage mit unseren vollkommenen Werkzeugen nicht besser machen könnte, eine wahre Filigranarbeit in Stein. (Taf. IV, Fig. 11.)

Schliesslich sehen Sie noch einige ungewöhnlich geformte Steine, von denen man jedoch nicht mit Bestimmtheit behaupten kann, dass sie von Menschenhand bearbeitet worden sind (Taf. VI, Fig. 8), mit Ausnahme eines viereckigen, nach oben etwas zugespitzten Steines, der in Folge seines Gehaltes an Glimmer in der Sonne glitzert. (Taf. VI, Fig. 4.) An demselben bemerkt man oben an der Spitze zu beiden Seiten eben solche conische, einander gegenüberstehende Vertiefungen, wie ich sie früher bei den halbdurchbohrten Hämmern beschrieben habe. Dieser Stein sollte wohl auch durchbohrt und wegen seines Glitzerns als Schmuck getragen werden. Das Bruchstück eines Schieferblättchens, das dieselbe Form gehabt haben musste, was man durch Aufeinanderlegen der beiden Steine deutlich erkennt, hat genau an derselben Stelle, wie das halbdurchbohrte Steinplättchen, ein kleines Loch und wird wohl zu demselben Zwecke gedient haben. (Taf. VI, Fig. 9.) Bemerkenswerth ist der Umstand, dass dieser Steinschmuck in seiner Form mit manchen Bronzeplättchen übereinstimmt, die, an einer Schnur gereiht, ebenfalls als Schmuckgegenstand

dienten und in der Archäologie unter dem Namen Klapperbleche bekannt sind (vergl. Hallstätter Fund). Einige der Steine sind mit einer festen Masse, die aus erhärteter Asche zu bestehen scheint, inkrustirt, vielleicht sind dieselben im Feuer gelegen; auch an einigen Steinhämmern bemerkt man Spuren des Feuers. Ein Gegenstand, der sich beinahe überall vorfindet, wo alte Wohnsitze aus der jüngeren Steinzeit nachgewiesen wurden, fehlt auch auf der Zámka nicht, es ist dies ein sogenannter Kornreiber oder Kornquetscher, ein primitives Geräth, um Getreide zu mahlen. Es besteht aus einer Platte von Sandstein, die etwas concav ausgeschliffen ist, und einem sich dieser Concavität anpassenden Reibstein (Taf. V, Fig. 8.) Das Getreide wurde auf die Platte geschüttet und durch Hin- und Herbewegen des Reibsteines zerquetscht, die Kleie blieb natürlich mit dem Mehle vermengt. Auch pyramidenförmige und cylindrische durchbohrte Gewichte aus gebranntem Thon fanden sich vor. —

Dies sind die Gegenstände, die von mir selbst oder doch unter meiner unmittelbaren Aufsicht auf der Zámka gefunden wurden. Einige Tage nach diesem Funde brachte mir ein Mann noch einen Gegenstand, den er, seiner Aussage nach, auf demselben Felde gefunden hatte. Ich würde diesen einzelnen Gegenstand nicht besonders erwähnen, wenn er von den bisher beschriebenen nicht so ganz verschieden wäre. Es ist dies nämlich ein kleines Bronzebeil, also aus einem ganz anderen Materiale verfertigt, als die von mir selbst gefundenen Sachen. Seiner Form nach gehört das Beil zu den sogenannten Flachkelten, da es ohne Flügel und ohne Dille zur Aufnahme des Schaftes ist. In seinen Dimensionen ist es einigen der Steinbeile auffallend ähnlich, dieselbe Verjüngung nach hinten zu und dieselbe Verdickung an dem vorderen Ende hinter der Schneide, die übrigens bei diesem Beile nicht scharf, sondern etwas breitgeschlagen ist.

Es entsteht nun die Frage, ob der Umstand, dass ein Bronzegegenstand auf der Zámka gefunden wurde — vorausgesetzt, dass er auch wirklich von demselben Fundort stammt — meine frühere Annahme, dass die Ansiedelung daselbst aus der jüngeren Steinzeit herrührt, umstösst. Ich glaube, diese Frage verneinen zu müssen, denn es kann dieser Gegenstand auch in späterer Zeit dahin gelangt sein, und selbst unter der Voraussetzung, dass er aus derselben Zeit stamme, berechtigt das Vorkommen eines einzigen Bronzegegenstandes unter hundert Steingegegenständen noch nicht zur Annahme der Metallzeit; denn ein Zeitalter ging bei den einzelnen Völkerstämmen, ja bei den einzelnen Ansiedelungen, doch wohl nur ganz allmählig, in das andere über, und wenn man schon durchaus eine bestimmte Grenze zwischen beiden ziehen will, was übrigens seine grossen Schwierigkeiten hätte, so könnte man den Beginn der Metallzeit doch nur in die Zeit setzen, wo der Gebrauch des Metalles vorherrschend zu werden begann, was bei der Ansiedelung auf der Zámka nicht der Fall war. Meine Annahme wird ausserdem auch noch durch den Umstand unterstützt, dass die Zámkaer Gegenstände sowohl der Form, als auch dem Materiale nach auffallend mit denjenigen übereinstimmen, die in den Pfahlbauten von Robenhausen gefunden wurden, die bekanntlich von Messikomer, der diese Pfahlbauten eingehend untersucht hat, in das Zeitalter der geglätteten Steingeräthe gesetzt werden.

Erklärung der Tafeln.

Taf. II.

- Fig. 1. Grundriss des Berges „Zámka“, Fundort der prähistorischen Gegenstände.
Fig. 2. Aufriss des Berges „Zámka“.

Taf. III.

- Fig. 1—8. Thonscherben mit Verzierungen.

Taf. IV.

- Fig. 1—4. Geglättete Steinbeile aus Grünstein.
Fig. 5. Steinbeil aus Kiesel mit angeschliffener Schneide.
Fig. 6 und 7. Meiselförmiges Steinwerkzeug aus Grünstein.
Fig. 8. Schabstein (Messer) aus Feuerstein.
Fig. 9 und 10. Roh bearbeitete Pfeilspitzen aus Feuerstein.
Fig. 11. Sorgfältig bearbeitete Pfeilspitze aus Feuerstein.

Taf. V.

- Fig. 1. Bruchstück eines flachen Hammers aus Kiesel.
Fig. 2. Hammer ohne Loch aus Grünstein.
Fig. 3. Bruchstück eines Hammers aus Grünstein mit beiderseitig begonnener Bohrung.
Fig. 4. Bruchstück eines Messers aus rötlichem hartem Schiefer.
Fig. 5. Bruchstück eines verzierten Streithammers aus Serpentin.
Fig. 6. Streithammer aus Kiesel.
Fig. 7. Bruchstück eines schweren Steinschlägels aus Diorit.
Fig. 8. Kornquetscher mit Reibstein.

Taf. VI.

- Fig. 1 und 2. Nach Bruchstücken ergänzte Thongefässe.
Fig. 3 und 5. Thonperle.
Fig. 4. Schmuckgegenstand aus glänzendem Glimmerschiefer.
Fig. 6. Halbmondförmige Gefässhenkelverzierung.
Fig. 7. Wirtel mit Loch, aus einem Thonscherben gefertigt.
Fig. 8. Behaustein aus Kiesel.
Fig. 9. Bruchstück eines Schmuckgegenstandes aus dünnem rötlichem Schiefer.
-

W. Osborne, Über einen Fund aus der jüngeren Steinzeit.

Fig. 1.

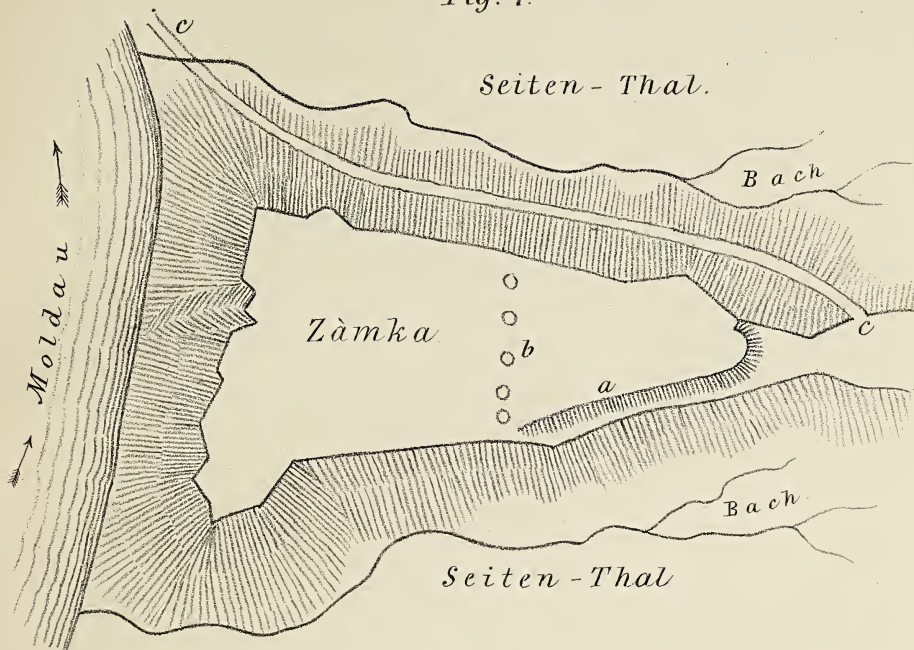
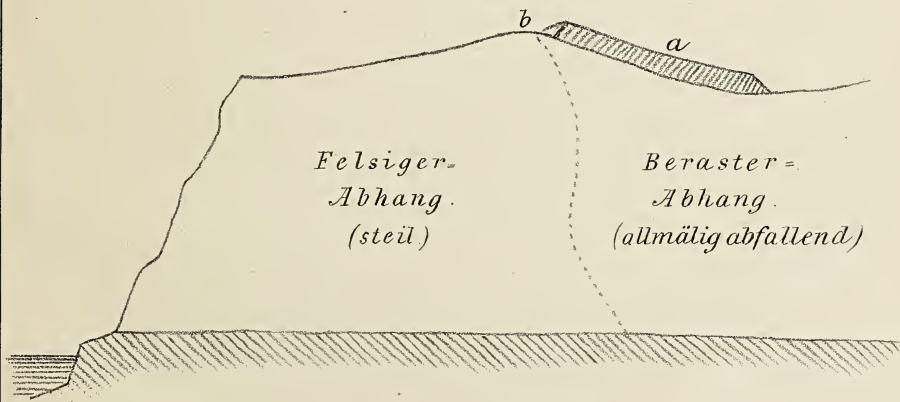


Fig. 2.

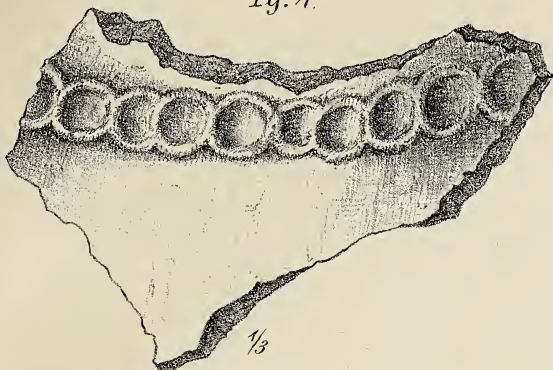


- a. Erdwall.
- b. Brandlöcher.
- c. Weg.

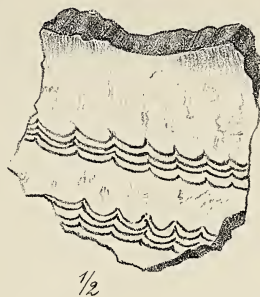
1 cm. = 60 Meter.

W. Osborne. Über einen Fund aus der jüngeren Steinzeit.

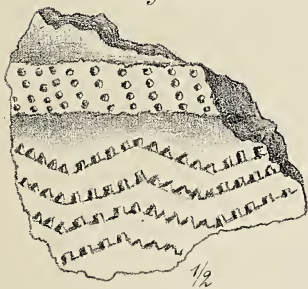
Fg. 1.



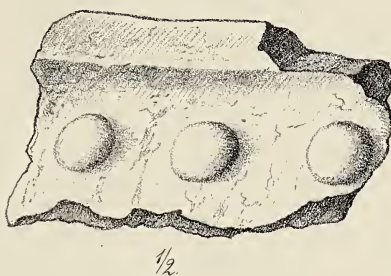
Fg. 2.



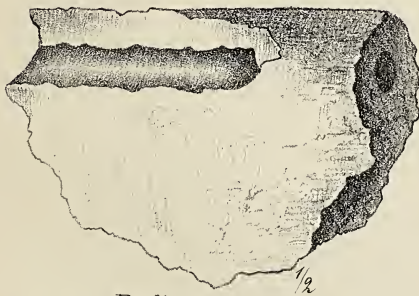
Fg. 3.



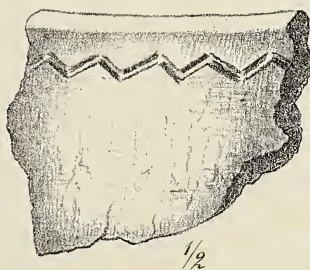
Fg. 4.



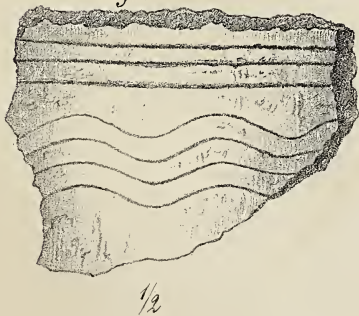
Fg. 5.



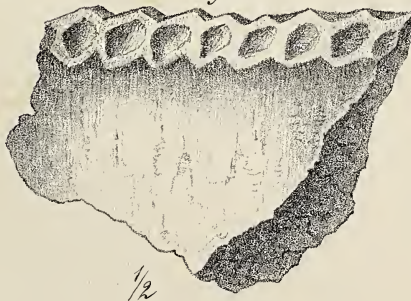
Fg. 6.



Fg. 7.



Fg. 8.



W. Osborne. Ueber einen Fund aus der jüngerer Steinzeit.

Fig. 1.



Fig. 2.

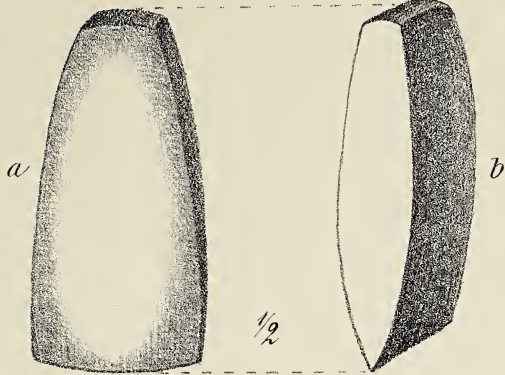


Fig. 3.



Fig. 4.

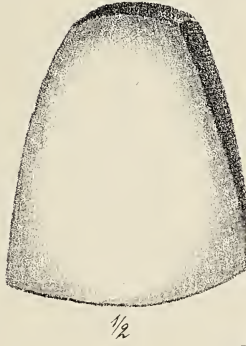


Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 7.

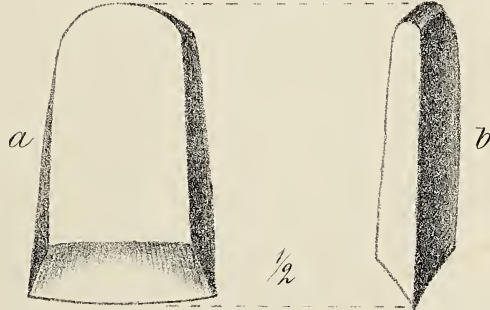


Fig. 8.



Fig. 9.



Fig. 10.

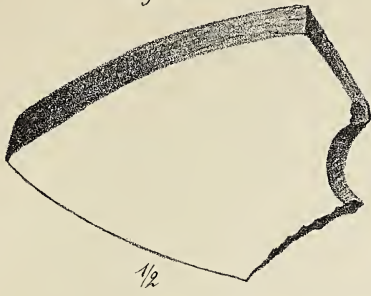


Fig. 11.



W. Osborne. Ueber einen Fund aus der jüngerer Steinzeit.

Fg. 1



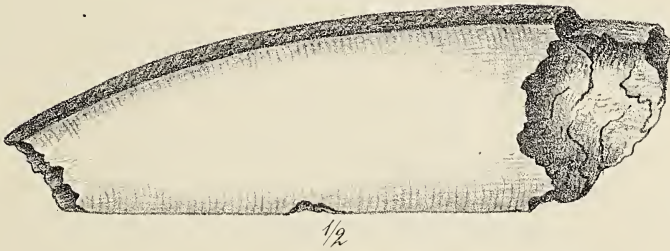
Fg. 2



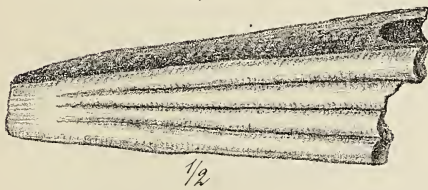
Fg. 3



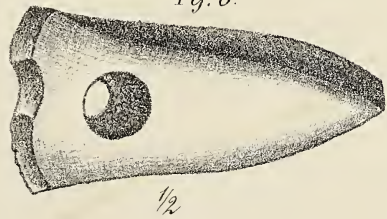
Fg. 4



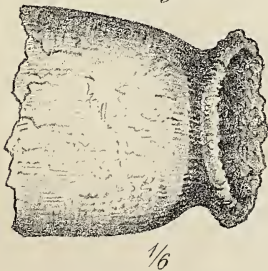
Fg. 5



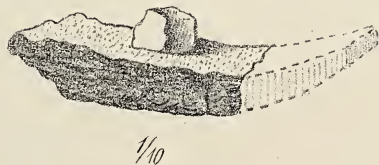
Fg. 6



Fg. 7

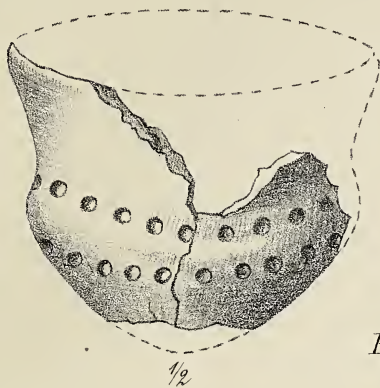


Fg. 8

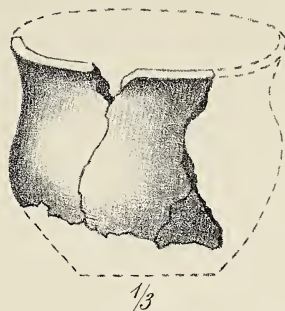


W. Osborne. Ueber einen Fund aus der jüngerer Steinzeit.

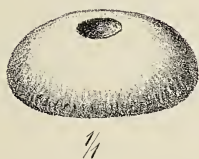
Fg. 1.



Fg. 2.



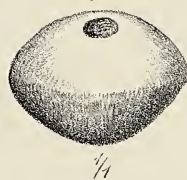
Fg. 3.



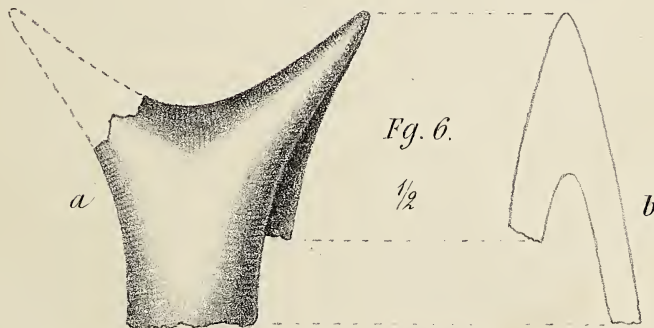
Fg. 4.



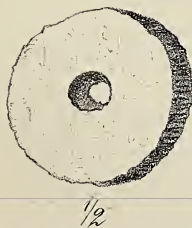
Fg. 5.



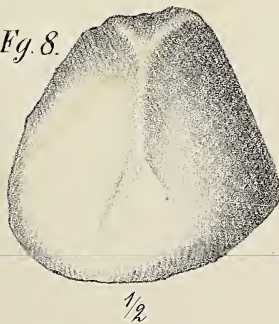
Fg. 6.



Fg. 7.



Fg. 8.



Fg. 9.



Nach diesem Vortrage referirt der Vorsitzende über das Werk eines Amerikaners, welches in prachtvollen Photographien die sehr reichhaltige Privatsammlung des Genannten zeigt, repräsentirend prähistorische Gegenstände aus Amerika und Europa. Aus letzterem Lande waren es hauptsächlich Vertreter aus Frankreich, Schweden, Dänemark und Deutschland. Besonders erwähnenswerth sei die Vortrage zu diesem Prachtwerke, welches übrigens im Buchhandel nicht erschienen ist. Zunächst verbreitet sich der Autor über die Entstehung der Erde überhaupt, sich fest auf den biblischen Standpunkt stellend, sodann geht er zur Entwicklung der Menschen über und behauptet, dass der Mensch nicht aus unvollkommener Schwachheit sich zum höher gebildeten Wesen entwickelt habe, sondern dass er von der Hand des Schöpfers vollkommen kam, ausgerüstet mit allem Können und Wissen, um dann in Folge der Sünde herabzusinken in die Barbarei, aus welcher er sich in Folge mühsamster Arbeit allmählig wieder zur jetzigen Cultur emporgearbeitet habe. Speciell zur Entwicklung im profanen Leben übergehend, schliesst sich der Autor vollständig der herrschenden Eintheilung der prähistorischen Zeit an, indem er eine Steinzeit, eine Bronzezeit und eine Eisenzeit annimmt. Der wissenschaftliche Theil des Buches ist immerhin eigenartig genug, meint der Vortragende, um auch in wissenschaftlichen Kreisen einmal besprochen zu werden. Das Museum für Völkerkunde in Leipzig besitzt ein Exemplar dieses bez. seiner künstlerischen Ausführung wirklichen Prachtwerkes.

Nach Schluss dieses längeren Referates legt der Vorsitzende noch verschiedene prähistorische Gegenstände aus seiner Sammlung vor, als Bronzelöffel aus Rügen mit einer Figur am verlängerten Stiel, einige besonders schön gearbeitete Grünsteinäxte aus der Gegend von Weissenfels (Provinz Sachsen), Gussformen zu Knöpfen aus Thüringen u. s. w.

Zweite Sitzung am 13. März 1879. Vorsitzender: Dr. L. Caro.

Der Vorsitzende verbreitet sich in einem längeren Vortrage über eine kleine Schrift vom Geh. Rath Michelsen in Schleswig, betitelt: „Die vorhistorischen Culturstätten in unserer Heimath“. In dieser höchst anziehenden Schrift sucht der Verfasser an der Hand eingehender Quellenstudien und Sprachvergleichen nachzuweisen, dass der bisher auf der Insel Rügen gesuchte Nerthusdienst nicht daselbst, sondern vielmehr und bestimmt auf der Insel Alsen zu suchen sei. Zunächst stützt sich der Autor, welcher übrigens die höchst beachtenswerthe Schrift nur als „Miththeilung“ bezeichnet, auf einzelne Stellen im 40. Capitel der Germania des Tacitus, wo derselbe von sieben durch Wälder und Gewässer getrennte Völkerschaften berichtet, welche die Mutter Erde verehrt hatten.

Diese sieben Völkerschaften erklärt Michelsen sehr glaubhaft und zeigt zugleich ihren damals innegehabten Wohnsitz an, so z. B. Aviones = Aubüller in der Nähe von Sundewith, wo noch jetzt das Dorf Auenbüll etc. besteht, die Varini = die Bewohner von Warnis, an Sundewith angrenzend u. s. w. Der heilige Hain, von welchem Tacitus berichtet, ist in dem noch heute bestehenden Bannwald oder Hellewith = heiliger Wald zu suchen, in welchem sich, von Michelsen neuerdings entdeckt, auch noch ein riesiger Altar befindet, aus mächtigen Steinblöcken zusammengestellt. Der „secretus lacus“ ist ein in der Nähe des Bannwaldes gelegener See, welcher auch heute noch auf der Insel der heilige See oder „Hellesö“ genannt wird. Besonders beachtenswerth erscheint auch ein Umstand. In der Nähe des heiligen Sees, im Kirchspiele Tundtost, existiren noch heute eine Menge kleinerer Bauern, welche sämmtlich den Zunamen Hellesö führen seit Alters her, ohne miteinander verwandt zu sein. Nach Michelsen's Ansichten sind dies die Nachkommen der Hörigen, welche in der Heidenzeit bei der Waschung im heiligen See Dienste geleistet haben. Es würde hier in dem Referate zu weit führen, alle die Gründe anzuführen, welche der Arbeit von Michelsen zu Grunde liegen, eins jedoch dürfte noch anzuführen sein, dass noch heute nachweisbare Einflüsse vorhanden sind, welche die religiöse Verfassung auf das ganze sociale Leben in einzelnen Familien ausgeübt hat. Die kleine höchst anziehende Schrift ist sehr empfehlenswerth.

Hierauf demonstirt Herr Geh. Med.-Rath Dr. Fiedler eine Anzahl seltener und interessanter antiker und prähistorischer Gegenstände aus seiner Sammlung und giebt dazu die nöthigen Erläuterungen über deren Bedeutung, Alter, Fundort etc. Zunächst einige von Dr. H. Schliemann in Griechenland ausgegrabene Terracotten, die besonders deshalb, wenigstens vorläufig, noch von hohem Werthe sind, weil dergleichen bis jetzt noch nicht nach Deutschland gelangten. Herr Dr. Fiedler erhielt sie durch gütige Vermittelung des mit Dr. Schliemann befreundeten Professor Max Müller in Oxfort zu einer Zeit, als das Verbot der griechischen Regierung, Schliemann'sche Fundstücke zu versenden, noch nicht bestand. Bei dieser Gelegenheit schildert der Vortragende mit kurzen Worten die hohe Bedeutung Schliemann's und bemerkt, dass man in ihm nicht bloss, wie das leider besonders von deutschen Gelehrten geschieht, den glücklichen Finder, sondern auch den tüchtigen Philologen und Archäologen bewundern müsse, der Vermögen, Gesundheit und Zeit daran setze, um die verborgenen Schätze in Kleinasien und Griechenland zu heben. Schliemann sei nicht nach Griechenland gegangen, um dort aufs Geradewohl nach Alterthümern zu graben, sondern habe sich durch fleissiges Studium des Homer, Pausanias etc. genau orientirt, wo jene Schätze zu suchen sind. Ungefähr 40 Schächte liess er in Mycenae abtäufen, ehe er auf die Agora und die Gräber stiess, die von Pausanias so genau beschrieben waren. Die Leistungen Schliemann's sind aber umsomehr anzuerkennen, als er sich

die philologischen und archäologischen Kenntnisse erst in späterer Zeit durch unermüdllichen Fleiss erwarb. Der Vortragende zeigt darauf von Schliemann'schen Funden vor:

1) Eine 15 Centm. hohe Statuette, eine sitzende Frau darstellend, von seltener Schönheit. Dieselbe wurde in Tanagra in Böotien gefunden (457 von den Athenern geschleift) und war, wie noch einige Farbenüberreste zeigen, früher bemalt; fünf ähnliche Figuren finden sich im hiesigen Antikencabinet

2) Ein sonderbar gestaltetes, 16 Centm. hohes, bei Theben in bedeutender Tiefe gefundenes Idol. Dasselbe lag unter dem griechisch-macedonischen Boden, ist sicher nicht als griechische Arbeit zu betrachten; vielleicht phöniciſchen Ursprunges, besonders seiner unschönen Form wegen.

3) Einige bemalte Scherben und ein kleines kugeliges, mit Henkel versehenes, vielleicht als Oelbehälter benutztes Gefäss, welches von Schliemann in den Gräbern von Mycenae gefunden wurde. Bezüglich des Alters dieses Gefässes wagt der Vortragende kein Urtheil auszusprechen, ist jedoch der Ansicht, dass der Umstand, dass Schliemann in jenen Gräbern so enorme und kostbare Gold- und Silberschätze fand, allein schon dafür zu sprechen scheine, dass jene Gräber der Blüthezeit Mycenae, also ungefähr der Zeit des Agamemnon angehören müssen. 464 wurde diese Stadt von den Argivern zerstört und ist nie wieder zu irgend welcher Bedeutung gelangt. Als Beweis für die Aechtheit dieser Gegenstände legt Herr Dr. Fiedler einen an Max Müller gerichteten Brief von Schliemann, der dieselben begleitete, vor.

Weiter demonſtrirt er eine Urne und Urnenscherben mit eigenthümlichen Ornamenten. Dieselben stammen von dem grossen Todtenfelde bei Sancton in England und wurden ihm vom Professor Ratteston in Oxfort zugesendet. Sie sind sicher germanischen Ursprunges, da Slaven nie in England waren und die celtischen Urnen eine ganz andere Form haben und leicht von germanischen zu unterscheiden sind. — Im Anschluss daran zeigt der Vortragende eine 31 Centm. hohe, aus freier Hand gefertigte Urne vor, welche in vergrössertem Masstabe ungefähr dieselben Ornamente zeigt, wie jene bei Sancton gefundenen Scherben und deshalb wohl auch als germanisch zu betrachten ist. Sie wurde vom Vortragenden im Moritzburger Walde gefunden.

Ferner zeigt derselbe eine Anzahl Pfeilspitzen von Feuerstein und Urnenscherben vom Cap der guten Hoffnung vor, welche in Hügeln, ähnlich unseren Hünengräbern, gefunden wurden und den Beweis liefern, dass es auch im Süden Afrikas eine Steinzeit gab.

Darauf legt Herr Dr. Fiedler ein sehr schön erhaltenes Bronzeschwert vor, aus der Sammlung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Georg, mit nur 6 Centm. langem Griff; dieses zeigt schöne Ornamente und war sicher nicht mit einer Holzschale armirt. Der Vortragende hält dasselbe

nicht für germanisch, da die Germanen von Tacitus als grosse und starke Männer geschildert werden und Schwerter mit so kurzem Griffen nicht führen konnten. Dasselbe hat zweifellos einem Volke mit kleinen Händen angehört. Auch jetzt noch existiren solche Völkerstämme und zum Vergleich zeigt der Vortragende ein der neueren Zeit angehöriges indisches Schwert mit nur 7 Centm. langem Griff vor.

Alsdann zeigt Herr Dr. Fiedler noch eine Anzahl von wohlerhaltenen Urnen, gefunden in der Lausitz, bei Tolkewitz, Strehlen etc. Dieselben zeichnen sich durch edle Form, schöne Ornamentik oder besondere Gestaltung aus; demnächst einige schön geformte Streitäxte vom Rhein und aus Holstein; ein bei Prohlis gefundenes Knochenstück von *Elephas primigenius* und zum Schluss einige antike Bronzespiegel und zwei 20 und 30 Centm. hohe, vollkommen erhaltene, mit schönster Patina bedeckte kostbare Weinkrüge, welche letztere dem Vortragenden von Sr. Maj. dem König Albert vor einigen Jahren zum Geschenk gemacht worden waren. Dieselben gehören zwar nicht der prähistorischen Zeit an, da sie in Pompeji ausgegraben wurden, erreichen jedoch den 24. August dieses Jahres mindestens das ansehnliche Alter von 1800 Jahren, da Pompeji bekanntlich an diesem und den beiden folgenden Tagen im Jahre 79 n. Chr. verschüttet wurde.

Diesem Vortrage folgen noch einige Vorzeigungen seitens des Vorsitzenden, als zwei ausgezeichnet gut erhaltene Bronzeschwerter aus Rügen, Thongefässe aus Halle u. s. w.

Dritte Sitzung am 15. Mai 1879. Vorsitzender: W. Osborne.

Abermals hat der Tod ein geschätztes Mitglied der Isis entrissen. Am 4. Mai d. J. starb nach längerem schweren Leiden im Diakonissenhaus zu Halle a. S. der seitherige Secretär der K. Leopoldinisch-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher, Herr Georg Spiess.

Derselbe, geb. am 6. Februar 1852 zu Bamberg, hatte sich Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt erworben und vom Jahre 1871 an, wo er die Universität München bezog, dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet. Nachdem er mit gutem Erfolge die staatliche Prüfung für das höhere Lehramt der Chemie und Mineralogie, sowie Prüfungen in der Physik, Geographie, Botanik und Zoologie bestanden, übernahm Spiess am 8. April 1877 unter dem Präsidium des verstorbenen Dr. Behn die Stelle eines Bibliothek-Secretärs an der K. Leop.-Carol. Akademie.

In dieser Stellung zeichnete er sich aus durch eine peinliche Gewissenhaftigkeit, durch einen nie sich genügenden Pflichter und durch unermüdlige Thätigkeit, die er selbst während seines Krankenlagers fort-

zusetzen suchte. Der Präsident der Akademie, Dr. Knoblauch, widmet dem Verschiedenen in „Leopoldina XV. Nr. 9. 10.“ einen ehrenden Nachruf.

In einer Reihe von Mittheilungen gedenkt Herr Geh. Hofrath Dr. Geinitz verschiedener neuer Entdeckungen im Gebiete der vorhistorischen Forschungen:

1) Zunächst ist das mythische Einhorn aus der Vergessenheit wieder herausgezogen worden und zu neuen Ehren gelangt. Durch die Entdeckung des im Jahre 1877 bei dem Dorfe Lutschka, 15 Werst S. von Sarepta, an dem Ufer der Wolga hervorgezogenen Schädels des *Elasmotherium Fischeri* Desm. wird es nach der meisterhaften Beschreibung des Akademikers J. F. Brandt*) höchst wahrscheinlich, dass dasselbe als Typus für das Einhorn gelten darf, jenes allerdings mythischen, riesigen, einhörnigen, schwarzen Stieres, dessen Horn angeblich so gross war, dass der Transport desselben einen Schlitten erfordert haben soll. Leibnitz hatte jenes sagenhafte Einhorn in seiner Protogaea abenteuerlich genug dargestellt: Ein Pferdeschädel mit einem Elephantenzahne auf der Stirne, mit der Wirbelsäule und den Vorderfüssen irgend eines grösseren Säugethieres bilden dort das monströse Ding. In anderen Darstellungen findet sich der gewundene Stosszahn eines Narwal auf die Stirn eines Pferdekopfes gesetzt. (Vergl. auch Franz Toula, über das geologisch-paläontologische Material zur Entwicklungsgeschichte der Säugethiere. Wien, 1879, p. 50 u. f.)

2) Nachstehende Schriften werden vorgelegt und besprochen:

Ueber Kosmogonie und Anthropogenie des germanischen Mythus. Von Dr. Much. (Mittheil. d. anthropol. Ges. in Wien, 1879. Bd. VIII.)

Ueber künstliche Höhlen in Niederösterreich. Von Dr. M. Much. (Mittheil. d. anthropol. Ges. in Wien, 1879, Bd. IX.)

Das vorgeschichtliche Kupferwerk auf dem Mitterberg bei Bischofs-hofen in Salzburg. Von Dr. M. Much. Wien, 1879. 4.

Bungen und Ringe. Eine Studie über das Ringgeld und seinen Gebrauch bei den Germanen. Von Dr. M. Much. (Mittheil. d. anthropol. Ges. in Wien, 1879. IX.)

Ueber Verbreitung der Steinbeile aus Nephrit, Jadeit und Chloromelanit, besonders in Europa. Von Prof. Dr. H. Fischer in Freiburg i. B. (Corr.-Bl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1879. Nr. 3.)

Verwaltungsbericht des Magistrats zu Berlin pro 1878, Nr. VII, über das Märkische Provinzial-Museum. Von E. Friedel. 4.

3) Derselbe bringt ferner eine Anzahl Fossilreste aus der Lindenthaler Hyänenhöhle bei Gera zur Anschauung, die er Herrn Fabrikant

*) Mémoires de l'Ac. imp. des sciences de St. Pétersbourg, 7. sér. T. XXVI. Nr. 6.

G. Korn in Gera verdankt, wie namentlich Kiefer und Knochen des Marmelthieres, Excremente der *Hyaena spelaea* etc., welche bereits von Prof. Dr. Liebe in Gera eingehend beschrieben worden sind. (Vergl. K. Th. Liebe, die Lindenthaler Hyänenhöhle, II. Jahresbericht d. Ges. von Freunden etc. in Gera, 1878.)

Er berichtet ferner, wie es demselben thätigen Sammler vor Kurzem geglückt sei, auf dem unfern von Gera gelegenen Zoitzberge in der Königl. Sächs. Enclave Liebschwitz zahlreiche Feuersteinmesser, Pfeilspitzen u. s. w. zu entdecken, die eine neue Station der, wie es allem Anschein hat, älteren Steinzeit bezeichnen.

Herr Korn theilt gleichzeitig mit, dass der Zoitzberg auch historisch merkwürdig sei, indem hier während des Bruderkrieges 1450 das Heer des Kurfürst Friedrich des Sanftmüthigen von Sachsen dem den benachbarten Heersberg einnehmenden Heere seines Bruders Wilhelm gegenüber gestanden habe, wie jener Ort auch geologisches Interesse beansprucht durch das Vorkommen eines schwachen anthracitischen Kohlenflötzes im Gebiete der ihn zusammensetzenden Culm-Grauwacken. (Vergl. Geinitz, Verst. d. Grauwackenformation, II. 1853. p. 11.)

Gleiche Beachtung verdient eine neue Station aus der Bronzezeit in der Nähe von Kollis bei Gera, welcher Herr Korn neuerdings eine Anzahl von Grünsteinhämmern, Thongeräthen u. s. w. entnommen hat, die noch in seinem Besitze sind.

Hierauf hält der Vorsitzende, Herr Osborne, einen Vortrag über:

Einen Urnenfund am Hradischt bei Stradonic in Böhmen, unter Vorzeigung theils der Originale, theils naturgetreuer Abbildungen.

Als ich Ihnen im vorigen Jahr in einer Sitzung der „Isis“ die ersten Mittheilungen über den Hradischt und die daselbst gefundenen prähistorischen Gegenstände machte, erwähnte ich, dass dort eine grosse Menge Scherben von Thongefässen vorkommt, dass man aber sehr wenig ganze Gefässe ausgegraben habe. Dies hat sich im Laufe dieses Jahres geändert, indem sowohl auf dem Hradischtberge selbst, als auch auf einem benachbarten Berge, der mit dem ersteren unmittelbar zusammenhängt, eine beträchtliche Anzahl von wohl erhaltenen Thongefässen gefunden wurde. Die meisten derselben befinden sich in der Sammlung des Herrn Grosse in Neuheiten, dessen Güte ich auch die Exemplare verdanke, die Sie hier sehen.

Ehe ich an die Beschreibung der einzelnen Gefässe gehe, will ich einige allgemeine Bemerkungen über dieselben vorausschicken.

Was zuvörderst ihren Fundort betrifft, so wurden die wenigsten auf dem Hochplateau des Hradischtberges selbst ausgegraben, die weit grössere Anzahl wurde an den steilen Abhängen desselben zu Tage gefördert, einige sogar auf einem dem Hradischt benachbarten Berge, Lisek genannt. Dies erklärt wohl den Umstand, warum Anfangs die Funde ganzer Gefässe auf

dem Hradischt so spärlich waren, weil nämlich die Leute anfangs hauptsächlich auf den Feldern des Hochplateaus Nachgrabungen anstellten, wo die Gefässe durch die Bearbeitung des Bodens zerbrochen worden waren und erst später, als diese Fundstelle ziemlich ausgebeutet war, sich dazu bequemten, die steilen Abhänge aufzusuchen, woselbst die Gefässe, da dort weder Pflug noch Hacke sie berührt hatte, ganz geblieben waren und selbst auf dem Hochplateau mussten die Leute später mehr in die Tiefe gehen, da die seichteren Fundorte alle durchwühlt waren. In der Tiefe hatten sich aber die Gefässe besser erhalten, als in der oberen Erdschicht. Dass die grösste Anzahl derselben, wie überall, wo Urnenfunde gemacht wurden, sogenannte Grab- oder Aschenurnen sind, ist wohl leicht erklärlich, denn dieselben wurden ja absichtlich und meist mit besonderer Sorgfalt dem Schoosse der Erde anvertraut, während andere Gefässe gewöhnlich nur zufällig unter die Oberfläche des Bodens gelangten, und gewiss wären unsere Kenntnisse von den Thongefässen, die in prähistorischer Zeit zu häuslichen Zwecken dienten, sehr mangelhaft, wenn jene Völker nicht die in ihrem religiösen Cultus begründete Gewohnheit gehabt hätten, der Aschenurne, die gleichsam den Sarg repräsentirte, noch diverse andere Gefässe beizulegen, die man deshalb Beigefässe nennt. Solche Beigefässe wurden auf dem Hradischt auch gefunden und gerade sie sind meist die interessantesten. Wenn wir die drei Fundstellen, nämlich die Feldflur des Hradischt, die steilen Abhänge desselben und endlich den benachbarten Berg Lisek näher ins Auge fassen und die an jeder dieser Stellen ausgegrabenen Gefässe miteinander vergleichen, so bemerken wir, dass die auf dem Plateau gefundenen, die die Minderzahl ausmachen, keine Graburnen, sondern Gefässe zum häuslichen Gebrauche sind, denn die Fläche am Hradischt war ein Wohnsitz, kein Beerdigungsplatz. Die an den Abhängen ausgegrabenen dagegen tragen meist den Charakter der Graburnen und Beigefässe. Dies scheint also der Begräbnissort der Ansiedelung gewesen zu sein; wollten doch die Lebenden ihre Angehörigen auch noch nach dem Tode so nahe als möglich bei ihren Wohnungen haben, was bei der Bestattungsweise der damaligen Zeit, der Leichenverbrennung, leichter ausführbar war, als heutzutage. Was endlich den Berg Lisek betrifft, so scheint dies der Ort gewesen zu sein, wo eben diese Verbrennung vorgenommen wurde, worauf ich bei Beschreibung des dort gefundenen Gefässes noch zurückkommen werde. Zur leichteren Orientirung habe ich einen kleinen Situationsplan des Hradischt gemacht, auf dem Sie die verschiedenen Fundstellen verzeichnet finden.

Das Material, aus dem die grösseren dickwandigen Gefässe verfertigt sind, ist ein mehr oder minder grobkörniger Thon, jedoch nicht so grob, als derjenige, der die Gefässe aus der Steinzeit charakterisirt. Dagegen sind die kleineren, dünnwandigen aus einem ziemlich feinen Thon gemacht und haben eine glatte, bisweilen mit Graphit abgeriebene Oberfläche. Die letzteren bekunden manchmal in ihrer Form einen klassischen Einfluss. Die meisten sind wohl aus freier Hand gemacht, doch kommen auch Viele vor, bei deren Herstellung die Drehscheibe benutzt worden ist.

Die Farbe derselben ist an der Oberfläche meist schwarz oder grau, doch kommen auch röthliche vor, auf dem Bruche dagegen sind sie gewöhnlich roth, ein Beweis, dass sie nach dem Brennen noch mit einer Schicht Thon überzogen worden sind.

Die Gefässe werden von den Leuten, die sie finden, meist leer zum Kaufe ausboten. Theils Neugier, theils die Hoffnung, in denselben irgend einen werthvollen Gegenstand, etwa aus Gold, zu entdecken, veranlassen sie, die Gefässe sofort auszuleeren. Finden sie in denselben nur Asche und Knochen oder verrostete Eisengegenstände, so halten sie es nicht der Mühe werth, dies wieder in das Gefäss hineinzuthun, wenn sie aber wirklich einmal einen Gegenstand aus Gold oder Bronze darin finden, so entspricht es ihrem Interesse, Gefäss und Gegenstand, jedes gesondert, zu verkaufen, da sie so mehr dafür lösen, als wenn sie für beides einen Preis machen würden. Gewöhnlich erhält man den Inhalt der Gefässe nur dann unversehrt, wenn man bei Auffindung derselben zugegen ist, was aber bei den Hradischer Funden, die nicht an bestimmbarern Stellen, sondern über ein Terrain von beinahe 100 Hectaren verbreitet und zerstreut gemacht werden, ein reiner Zufall ist. Trotzdem sind einige der Urnen noch mit Knochenasche und Knochensplintern gefüllt und selbst Bronze- und Eisenartefacte finden sich — obwohl sehr spärlich — darin vor.

Ich will nun die einzelnen Gefässe einer näheren Betrachtung unterziehen und beginne mit den Exemplaren, die hier als originale vorliegen.

1) Grosse Urne aus röthlichem Thon, ohne Henkel, mit nach aussen gebogenem Rande und schildförmigen Verzierungen an der oberen Hälfte. Die halbmondförmigen Verzierungen sehen beinahe so aus, als wenn sie mit dem Fingernagel eingedrückt worden wären. Es ist wahrscheinlich eine Graburne. — Fundort: Südlicher Abhang des Hradischberges.

2) Topfförmiges Gefäss aus schwärzlichem Thon, mit un- deutlicher Verzierung und zwei Henkeln in Form von Thierköpfen, wahrscheinlich sollen es Pferdeköpfe vorstellen. Man sieht deutlich Ohren, Augen und Nasenlöcher. Ebenfalls wohl eine Graburne. — Fundort: Südlicher Abhang des Hradischt. In der Sammlung des Herrn Grosse befindet sich ein ähnliches Exemplar, das jedoch drei Henkel in Form von Pferdeköpfen hat.

3) Kugelförmiges Gefäss mit enger Oeffnung aus röthlichem Thon, mit grauem Ueberzuge. Es hat sowohl an seiner unteren Hälfte, als auch im Boden zahlreiche Löcher und diente wohl als Sieb oder als Räuchergefäss. Schon früher hatte man öfters Scherben, die so durchlöchert waren, gefunden und vermuthet, dass sie von dem Boden solcher siebartigen Gefässe stammen. — Fundort: Südwestl. Abhang.

4) Vasenförmiges Gefäss, ohne Henkel, aus röthlichem Thone, mit enger Oeffnung und auffallend schmaler Basis. An der oberen Hälfte mit drei eckigen Grübchen, an der unteren mit parallel laufenden Längsstreifen verziert. Es soll das kleinste von drei Gefässen gewesen sein, die eins in dem andern standen und Asche und Knochensplinter enthalten haben. Dieses Exemplar ist etwas defect, indem es auf dem Transporte Schaden gelitten hat. Indess bedauere ich diesen Umstand durchaus nicht, denn beim Zusammenkitten der Bruchstücke machte ich die interessante Bemerkung, dass das Gefäss aus lauter Thonstreifen oder Bändern von circa 2 cm Breite zusammengesetzt ist. Sie sehen auch, dass die Bruchflächen parallel zu einander rund um das Gefäss herumlaufen. Ein jeder solche Streifen ist an seiner oberen Seite convex, während er an der unteren concav ist, so dass man deutlich sieht, wie jeder

nächst höhere Streifen auf den unteren aufgesetzt und aufgedrückt worden ist. Wenn man nämlich zwei weiche Thonstreifen mit den schmalen Seiten aufeinander legt und den oberen auf den unteren aufdrückt und die Kanten des oberen zum Zwecke der innigeren Verbindung mit dem unteren über denselben herüberzieht, so wird der Rand des unteren Streifens convex, der des oberen concav werden. Um dem Gefässe alsdann eine glatte Oberfläche zu geben, ist es von Aussen und Innen mit einer dünnen Thonschicht überzogen, so dass man die einzelnen Ringe, aus denen es besteht, nicht bemerkt. Ob noch einige der anderen Gefässe auf dieselbe Weise hergestellt sind, könnte man nur dann beurtheilen, wenn man dieselben theilweise zerschlagen oder den Thonüberzug abschaben würde, was man eben nicht gern thut. Keinesfalls ist dies aber die allgemeine Herstellungsweise der Hradischer Gefässe gewesen, denn wie Sie hier an diesen Gefässscherben und halben Gefässen sehen, ist von Streifen oder handförmigen Stücken nichts zu bemerken. Das Gefäss war, dem Inhalte nach, eine Graburne. — Fundort: Südlicher Abhang.

5) Schüsselförmiges Gefäss, mit nach Innen gebogenem Rande, ohne Verzierung. War wohl ein Gefäss zum Hausgebrauch. — Fundort: Feldflur am Hradischt. Es wurde in Trümmern aufgefunden und wieder zusammengekittet, was die Ansicht unterstützt, dass die Gefässe, die oben auf der Fläche des Berges im Boden lagen, durch die Bearbeitung der Felder meist zerbrochen worden sind.

6) Drei kleine Gefässe, die mehr oder weniger die Form von Salbentiegeln haben, wie sie heutzutage in den Apotheken verwendet werden. — Fundort: unbekannt, jedoch auch vom Hradischt.

7) Schmelztiegel. Derselbe ist von Aussen und von Innen ganz wie glasirt und zeigt in seinem Innern Reste von Bronzeschlacke, ein Beweis, dass am Hradischt die Bronzegießerei betrieben wurde, was übrigens auch durch häufig daselbst aufgefundene Stücke von Rohbronze dargethan wird. — Fundort: Feldflur am Hradischt.

8) Eine kleine Schmelzschale mit Schnautze, aus einem porösen Material, ähnlich dem Bimstein. Dieselbe ist wohl als Gusslöffel benützt worden. Man fand nämlich mehrfach eiserne Gabeln, zwei- oder dreizinkig, mit seitlich gebogenen Zinken und wusste sich deren Zweck nicht zu erklären. Hier sehen Sie eine solche Gabel. Vor Kurzem wurde man über deren Benützung aufgeklärt, indem eine solche Gabel gefunden wurde, deren Zinken in dem Boden einer ähnlichen kleinen Gusschale eingebohrt waren, sie war also die Handhabe eines Gusslöffels, die vielleicht noch in Holz gefasst war.

Wenn Sie diese Gusschale hier richtig auf die beiden seitlich gebogenen Zinken dieser Gabel legen, so werden Sie sehen, dass sie ziemlich fest liegt und dass man sie sogar soweit neigen kann, dass das flüssige Metall aus der Schale ausfliessen konnte, ohne dass sie von der Gabel herunterfällt. — Fundort: Feldflur des Hradischt. — Ich muss noch bemerken, dass die Schale und Gabel, die Sie hier sehen, nicht beisammen gefunden worden sind, die erstere erhielt ich erst vor Kurzem, während ich die letztere schon vor 1½ Jahren erwarb, um so auffallender ist es, dass beide so gut zu einander passen.

Nun will ich zu den Gefässen übergehen, die ich Ihnen leider nur in Abbildungen zeigen kann.

9) Gefässscherben mit der Inschrift: COBI. Schon vor etwa einem Jahre wurde dasselbe auf dem östlichen Abhange des Berges gefunden und stammt von einem kleinen topfartigen Gefässe her. Es war der erste Gegenstand mit deutlicher Inschrift, den man daselbst fand, wenn man nicht ornamentartige Zeichen an diversen Artefacten aus Bein, die man schon früher ausgegraben hatte und die kaum für Schriftzeichen gelten können, für solche ansehen will. Von einigen Archäologen sind die Schriftzeichen als griechisch erklärt und von dem Worte *σός*, „der Deine“, abgeleitet worden, etwa eine abweichende Form des Dativus pluralis *σῶσις* oder *σῶσι*, wo es „den Deinigen gewidmet“ oder ähnliches bedeuten könnte. Möglicherweise eine Graburne, die dem Andenken eines theueren Verstorbenen gewidmet war.

10) Topfförmiges Gefäss, nach oben sich plötzlich verengend, mit auffallend enger Öffnung ohne Ränd, oben herum eine Verzierung. An dem unteren Theile die Inschrift: ∞SSOIO. Soll gleichzeitig mit mehreren anderen Urnen am südwestlichen Abhange des Berges gefunden worden sein. Zum Zwecke der Entzifferung dieser Inschrift habe ich mich an mehrere Archäologen und Paläographen gewendet, welche die Schriftzeichen zwar übereinstimmend als archaisch oder umbrisch bezeichneten, doch einer nur sprach sich dahin aus, dass es für Hossene zu lesen sei, allenfalls der Name der Person, deren Asche in dem Gefässe bestattet worden ist.

11) Kesselförmiges Gefäss mit Bronzehenkel über der Oeffnung und wellenförmigen Thonhenkeln an beiden Seiten. Der erstere ist aus Bronzedraht und endigt oben in einen Bronzering. Er diente jedenfalls zum Aufhängen des Gefässes, vielleicht über freiem Feuer, während die Thonhenkel an beiden Seiten wohl nur Ornamente waren, denn die Oeffnungen sind zu klein, als dass man mit der Hand hineinfassen könnte. Bemerkenswerth ist, dass dieser Henkel an einer Seite in vier Wellenbogen beinahe bis zum Boden des Gefässes reicht, während er an der anderen Seite nur zwei Bogen hat und viel höher in ein stumpfes Ende mit einer Vertiefung ausläuft, wodurch eine störende Unsymmetrie entsteht.

12) Sehr grosses kesselförmiges Gefäss mit nach innen gebogenem Rande, ohne Henkel. Es ist dies das grösste unter den am Hradischt gefundenen Gefässen, ja selbst das grösste dieser Art, das ich überhaupt gesehen habe. Es hat eine Höhe von 42 cm und an der breitesten Stelle einen Durchmesser von 52 cm; die Oeffnung ist nicht rund, sondern eiförmig, in der längeren Achse 34 cm, in der kürzeren 27 cm breit. Unter dem oberen Rande befinden sich zwei einander genau gegenüberstehende grosse Löcher, die wohl zum Durchstecken eines Stockes dienten, um das Gefäss von einem Orte zum anderen zu transportiren. Doch bei dem grossen Gewichte, das dieses Gefäss haben musste, wenn es mit irgend etwas gefüllt war — der Inhalt beträgt nämlich circa $\frac{1}{2}$ Hectoliter — schien man der Festigkeit des oberhalb der Löcher befindlichen Thonrandes nicht zu trauen, deshalb ist von den Löchern nach dem Boden des Gefässes zu eine Rinne oder Einkerbung angebracht, die wohl zur Aufnahme eines Seiles diente, welches an den Tragstock befestigt wurde und so eine grössere Sicherheit beim Tragen gab. In diesem grossen Gefässe standen zwei kleinere von derselben Form, das eine in das andere hineingesetzt, das kleinste enthielt Asche mit wenigen runden Kieselsteinen und eisernen Fibeln. Gefunden wurde es auf dem benach-

barten Berge Lisek und diente wohl als Graburne. Die kolossale Grösse des Gefässes, sowie die beiden in demselben aufgestellten kleineren Aschenurnen, lassen vermuthen, dass es bestimmt war, die Ueberreste oder die Asche mehrerer Individuen aufzunehmen, und wie man heutzutage Familiengrüfte errichtet, so kann man zu jenen Zeiten vielleicht Familienurnen gehabt haben, wo die Asche ganzer Familien beigesezt wurde. Auch eine andere Erklärung liesse sich noch finden. Der Umstand, dass dieses Gefäss zum Transportiren eingerichtet ist, könnte einen Fingerzeig geben, dass die Verbrennung der Leichen an einem anderen Orte erfolgte, als die Beisetzung ihrer Asche und die letztere in den Graburnen nach dem Beerdigungsplatze getragen wurde. Der Fundort dieses Gefässes ist eben die Stelle, die ich im Eingange als den muthmasslichen Leichenverbrennungsplatz bezeichnet habe und wird diese Annahme durch zahlreiche dasselbst aufgedeckte kreisförmige und quadratische, mit Asche, Holzkohlen und Knochenresten gefüllte Brandgruben unterstützt. Das grosse Gefäss wurde in einer solchen Brandgrube gefunden, es war mit Kieselsteinen umlegt. Die übrigen Brandgruben enthielten keine Gefässe. Man müsste nun annehmen, dass diese einzeln gefundene Urne aus irgend welchem Grunde — vielleicht eben wegen ihrer kolossalen Grösse — nicht wie die übrigen kleineren nach dem allgemeinen Bestattungsorte an den Abhängen des Hradischt transportirt worden ist, oder dass es eben das Gefäss war, welches zum Transporte der kleineren Graburnen diente, wozu es allerdings geeignet erscheint. Es hätte also in diesem Falle denselben Zweck zu erfüllen gehabt, wie heutzutage der Leichenwagen.

13) Krug mit Doppelhenkel an ein und derselben Seite, an der Oeffnung mit Kerben, an der Oberfläche mit Punkten verziert, die Inschrift

7212T9C45)00

tragend. Diese Inschrift läuft rund um das Gefäss herum, so dass man nicht erkennen kann, wo dieselbe beginnt und wo sie endet. Das Schriftzeichen 7 steht unter dem Henkel. Das Gefäss wurde erst in neuerer Zeit gefunden und konnte ich bis jetzt über die Inschrift noch kein Urtheil einholen, doch scheinen mir die Zeichen denselben Charakter zu tragen, als die beiden früher erwähnten. Jedenfalls hat das Gefäss eine ganz besondere Form und muss man nach dem Henkel, der ganz glatt gerieben ist, schliessen, dass es sehr viel in Gebrauch war.

14) Becherförmiges Gefäss, aus zwei Abtheilungen bestehend, die obere ist rund und bauchig, die untere viereckig, in der Mitte kantig, reich mit parallel laufenden Strichen und halbmondförmigen Ornamenten verziert. Der untere viereckige Theil wird durch die Strichornamente in acht, resp. 16 Felder getheilt; die acht unteren Felder sind mit Würfelzahlen (Augen) gezeichnet. Nun werden Sie sich vielleicht noch aus meinem Vortrage über die Hradischer prähistorischen Gegenstände erinnern, dass ich Ihre Aufmerksamkeit damals ganz besonders auf das häufige Vorkommen von Knochenwürfeln daselbst lenkte. Diese Würfel, von denen ich Ihnen hier eine Anzahl zeigen kann, charakterisiren sich dadurch, dass sie keine hexaedrische, sondern mehr eine längliche quaderförmige Gestalt haben, weshalb man sie auch Stangenwürfel nennt, ferner dadurch, dass nur die vier breiteren, längeren Seiten mit Augen gezeichnet sind, während die Flächen an den beiden Enden der Stange keine Zeichen

tragen, endlich dadurch, dass nur die Zahlen 3, 4, 5 und 6, niemals aber 1 und 2 vorkommen. Die Zahlen sind nicht willkürlich angeordnet, denn immer steht der 4 die 3 gegenüber, der 5 die 6, so dass die Reihenfolge der Augen von 3 angefangen nach 5, dann 4 und endlich 6 geht. Von diesen Würfeln wurden an 300 Stück am Hradischt gefunden und scheint diese Form für den Ort charakteristisch zu sein. Ich will nur nebenbei bemerken, dass ich nach allen Seiten Erkundigungen eingelesen habe, ob ähnliche Würfel an irgend einem anderen Orte gefunden worden sind, und zu dem Resultat gelangt bin, dass das einzige Exemplar, das den Hradischtern vollkommen gleich ist, in dem Pfahlbau von La Tène im Neuenburger See aufgefunden wurde. Wie Sie hier an diesem Gefässe bemerken, kommen daran auch nur die Zahlen 3, 4, 5, 6 vor und ist dieselbe Reihenfolge der Augen eingehalten, wie bei den Würfeln. Die oberen acht Felder sind mit halbmondförmigen Eindrücken geziert, deren Anzahl auch auf jedem Felde wechselt. Ein Zusammenhang dieses Gefässes mit den Würfeln ist also augenscheinlich und bei seiner Becherform muss man es für einen Würfelbecher ansehen. Allerdings ein Becher von sehr grosser Dimension, denn die Höhe beträgt 22 cm und der Durchmesser an seiner schmalsten Stelle, zwischen der oberen und unteren Abtheilung, woselbst er sich bequem anfassen lässt, immer noch 11 cm. Die Hand, die diesen Becher beim Würfelspiele schüttelte, kann keine kleine gewesen sein, und wir werden dadurch zur gegentheiligen Schlussfolgerung gezwungen, als wie bei der Betrachtung verschiedener Bronzeschwerter, von denen übrigens kein einziges Exemplar auf dem Hradischt gefunden wurde, deren kleine Griffe auf eine kleine Hand schliessen lassen. — Fundort: Südwestlicher Abhang.

15) Siebeneckiges, in der Mitte kantiges Gefäss mit 14 trapezförmigen und 7 medaillonartigen rhombischen Flächen. Die 7 Flächen der oberen Hälfte sind mit kreuzweise gestellten Linien geziert, längs welcher sich Punkte und blattförmige Ornamente hinziehen. Die 7 Flächen der unteren Hälfte sind durch einen rund herumlaufenden Doppelstrich noch einmal getheilt, oberhalb dieses Striches mit parallel laufenden Strichen, unterhalb desselben ebenfalls wieder mit Würfelzahlen geziert, die ganz analog wie auf dem vorigen Gefässe nur die Zahlen 3, 4, 5 und 6 und in derselben Reihenfolge nur nach entgegengesetzter Richtung zeigen. Da das Gefäss nur 7 Flächen hat, so konnten nicht alle Zahlen zweimal vorkommen, die Zahl 4 findet sich nur einmal vor. Für was sollen wir dieses Gefäss halten? Die Verzierung mit Würfelaugen würde wieder auf einen Würfelbecher hinweisen, doch fehlt hier die Becherform, und während das vorher beschriebene Gefäss in Folge seiner Einschnürung in der Mitte ganz zum Erfassen mit der Hand geformt ist, lässt sich dieses hier seiner grossen glatten Flächen wegen nicht mit einer Hand allein ergreifen. Abgesehen davon, finden wir den Boden desselben mit zahlreichen Löchern versehen und auch die längs der kreuzweise stehenden Streifen hinlaufenden Punkte sind Löcher, die durch die Wandung des Gefässes hindurchgehen. Es scheint also ein Räuchergefäss oder etwas ähnliches gewesen zu sein und die Verzierung mittelst Würfelaugen dürfte uns nur zeigen, mit welcher Leidenschaft dieses Spiel wohl betrieben wurde, wenn man die Würfelaugen sogar unter die Ornamentik der Gefässe aufnahm. — Fundort: Südwestl. Abhang.

16) Topfförmiges Gefäss mit zwei aufgesetzten runden Urnen, das unterste ohne Verzierung, die beiden oberen mit einfachen Längs-

streifen verziert. Die Urnen sind unter einander und mit dem Topfe durch Bronzestifte verbunden, welche verhindern, dass das obere Gefäss in das untere einsinkt. Die beiden oberen hängen also gleichsam an diesen Bronzestiften. In dem Topfe befinden sich Knochenasche, Knochen splitter und einige Bruchstücke von Bronzeblech, es war also eine Graburne. — Fundort: Oestlicher Abhang.

Dies sind die bemerkenswerthesten unter den Hradischer Gefässen, die ich gesehen habe, womit aber der Fund noch nicht erschöpft ist, da noch manche ausgegraben wurden, die in andere Hände gelangten. Wenn Sie die hier im Original und in Abbildung vorgelegten Stücke mit anderen Urnenfunden vergleichen, so werden Sie mir zugestehen müssen, dass sich der Hradischer Fund ebenso wie durch die grosse Mannigfaltigkeit seiner Bein-, Bronze- und Eisenartefacte, auch durch die mannigfaltigen Formen seiner Thongefässe ganz besonders auszeichnet und dass bei einigen Exemplaren ein Anklang an die klassischen Formen nicht zu verkennen ist.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden](#)

Jahr/Year: 1879

Band/Volume: [1879](#)

Autor(en)/Author(s): Caro L.

Artikel/Article: [III. Section für vorhistorische Forschungen 37-58](#)